

(Nachdruck verboten.)

891

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Schlieben ging sein eigenes Verhalten durch; er konnte sich wirklich nicht den Vorwurf machen, zu streng gewesen zu sein. Wenn er auch nicht alle Zeit so nachgiebig gewesen war — zu nachgiebig — wie Käte, so hatte doch auch er dem Jungen immer und immer wieder zu zeigen geglaubt, daß er ihn lieb hatte. Und hatte er denn nicht auch — gerade in letzter Zeit — geglaubt, der Junge hätte auch ihn lieb? Lieber als früher?! Wolfgang war eben zu Verstand gekommen, hatte eingesehen, wie gut man's mit ihm meinte, daß er seiner Eltern lieber Sohn war, ihre wachsende Freude, ihre Hoffnung — ja, nun, da man alt geworden war, die ganze Zukunft! Wie kam's, daß er lieber zu anderen ging, zu Leuten, die ihn gar nichts angingen, und sich von denen borgte, anstatt den Vater zu bitten?!

Mit Betrübniß nahm Schlieben einen Brief von seinem Schreibtiſch, las ihn, den er doch schon drei-, viermal gelesen hatte, noch einmal durch und legte ihn dann mit einer ärgerlichen Gebärde wieder zurück. Da schrieb ihm Braumüller, der kürzlich aus der Firma ausgetreten war und sich zur Erholung und zum Vergnügen in der Schweiz befand, der Junge hätte ihn schon wieder mal eingepummt. Nicht, daß er's ihm nicht gerne geben würde, es käme ihm ja gar nicht darauf an, aber er hielt es doch für seine Pflicht — usw. usw.

„Es kann nicht anders sein, lieber Schlieben, der Junge lumpt. Es ist mir höchst fatal, ihn zu verpeßen, aber ich kann doch nicht länger warten, denn so gut wie er zu mir kommt, geht er auch zu anderen. Und es wäre doch höchst peinlich, wenn der Sohn der Firma Schlieben u. Ko., zu der ich mich immer noch in alter Anhänglichkeit rechne, etwa gar in der Leute Mäuler käme. Nimm's nicht übel, alter Freund! Was der Junge mir schuldet, schenke ich ihm; ich mag ihn gern und bin auch mal jung gewesen. Im übrigen bin ich ganz froh, daß ich keine Kinder habe, es ist doch ein verdammt schweres Stück, eins zu erziehen. Leb' wohl, grüße Deine Frau vielmals, es ist herrlich hier —“

Mit gerunzelter Stirn starrte Schlieben über das Papier hinweg; dieser Brief, der so gut gemeint, so herzlich geschrieben war, tat ihm weh. Daß Wolfgang hierin so wenig Vertrauen hatte! War er überhaupt nicht offen?! Schlieben erinnerte sich genau, daß Wolfgang als Kind immer wahr gewesen war, gerade heraus bis zur verletzenden Offenheit — ungezogen war er gewesen, aber nicht verlogen — sollte er sich jetzt so geändert haben? Wie kam das, und woher?!

Der Vater beschloß, nicht, von dem Brief zu erwähnen, wohl aber Wolfgang scheinbar gelegentlich — aber sobald als möglich — zu fragen, wie es eigentlich mit seinen Finanzen stünde? Da würde er ja hören!

Es drängte ihn förmlich zu dieser Frage, und doch brachte er sie nicht über die Lippen, als bald darauf Wolfgang ins Privatkontor trat, ohne vorher anzuklopfen, wie sie's doch alle taten, mit der ganzen unbekümmerten Sicherheit des Sohnes. Er setzte sich rittlings auf das Schreibpult des Vaters, ganz achtlos, daß sein helles Wein Kleid mit dem Tintensaß in unliebsame Berührung kam. Draußen war helle Luft und eine höchst sommerliche Sonne; er brachte eine ganze Menge davon mit herein in den dunkel gehaltenen, kühlen und abgeschlossenen Raum.

„Ärger gehabt, Papa?!“ Was der alte Herr wohl wieder für Grillen hatte? O, sicher nichts von Belang! Wie konnte man jetzt überhaupt Ärger haben in dieser köstlichen, wohligen Sommerzeit?!

Wolfgang liebte die Sonne; wie er sie als Kind angestaunt hatte in ihrem kleinen Abbild, der runden gelben Sonnenblume seines Gärtchens, so freute er sich noch jetzt an ihr. Perle der Schweiß in Tropfen auf seiner braunen Haut, dann schob er wohl den weißen Panamahut ein wenig aus der Stirn zurück, aber nie ging sein Atem freier, leichter, unbeklemmter.

„Es war herrlich, Papa,“ sagte er, und seine Augen leuchteten. „Erst geschwommen — was sagst Du dazu, dreimal

hintereinander die ganze Breite des Sees, ohne Pause hin und her, und wieder hin und her und wieder hin und her?!“

„Viel zu anstrengend, ganz unvernünftig!“ Schlieben sagte es nicht ohne Besorgnis: Hofmann war eigentlich gar nicht sehr dafür, daß der Junge schwamm!

„Unvernünftig, anstrengend?!“ „Saha!“ Wolfgang amüsierte sich. „Das ist mir doch 'ne Kleinigkeit! Weißt Du, eigentlich habe ich meinen Beruf verfehlt, Du hättest mich nichts ins Kontor stecken sollen. Schwimmer, Reiter hätte ich werden sollen oder — na, so 'n Cowboy im wilden West!“

Er hatte es scherzend gesagt, ohne jede Absichtlichkeit, aber es wollte den Mann, der ihn mit plötzlich mißtrauisch gewordenen Augen ansah, bedünken, als berge sich hinter dem Scherz ein Ernst, eine Anklage. Was wollte er denn, wollte er wie ein zügelloser Knabe ins Leben hineingaloppieren?!

„Nun, Deine sportlichen Fähigkeiten werden Dir ja schon zustatten kommen, wenn Du Deine Militärzeit abmachst,“ sagte er kühl. „Vorderhand ist das wichtiger, was Du hier zu tun hast. Hast Du den Lieferungsvertrag für Weiß Gebrüder entworfen? Zeig' mal her!“

„Sofort!“

Wolfgang verschwand; aber es dauerte eine ganze Weile, bis er wieder kam. Hatte er jetzt erst rasch die ihm als dringend überwiesene und sorgfältig auszuführende Arbeit erledigt?! Die Tinte war noch ganz frisch, die Schrift, wenn auch leserlich, so doch sehr flüchtig; keine Kaufmannsschrift! Schlieben runzelte die Stirn, er war heute merkwürdig gereizt. Zu anderer Zeit hätte ihm die Geschwindigkeit, mit der der Junge die veräumte Arbeit nachgeholt hatte, gewissermaßen imponiert; aber heute ärgerte ihn die Flüchtigkeit der Schrift, die Tintenspritzer am Rand, die ganze Nachlässigkeit, die ihm gleichbedeutend schien mit Interesselosigkeit.

„So, hm —“ er prüfte noch einmal kritisch — „wann hast Du denn das gemacht?“

„Als Du mir's auftrugst!“ Wolfgang sagte das so unversiforen, daß man unmöglich daran zweifeln konnte.

Schlieben schämte sich ordentlich: wie doch so ein Körnerer Mißtrauen gleich aufgeht! Da hatte er dem Sohn wirklich unrecht getan! Aber das mit dem Gelde, das blieb doch nun einmal bestehen, darin war der Junge doch nicht offen und ehrlich gewesen! Es war dem Vater, als könne er dem Sohne von jetzt ab doch nicht mehr ganz trauen. —

Es war kaum Mittag, als Wolfgang schon wieder das Kontor verließ. Er hatte sich mit ein paar Bekannten verabredet, im Kaiserfeller unweit der Linden; ob er nun da frühstückte oder da, frühstücken mußte er doch; nur ein belegtes Brötchen, wie der Vater sich eins mitnahm, konnte ihm nach Schwimmen und Reiten nicht genügen.

Am Nachmittag zeigte er sich dann wieder eine Stunde im Bureau, aber schon im Tennisanzug, in den weißen Schuhen, den Schläger in der Hand. —

Als Wolfgang heute den Sportplatz des Westens verließ, erhitzt und rot — sie hatten lange und hartnäckig gespielt, — um herüber nach dem Bahnhof „Zoologischer Garten“ zu gehen, stand er, schon im Eingang, zögernd. Es trieb ihn so gar nicht nach Hause. Sollte er nicht lieber noch einmal hinein in die Stadt fahren? Eigentlich lockte es ihn jetzt nicht in die Straßen, die die treibende Menge mit noch größerer Stidigkeit erfüllte, draußen war's besser, da strich über die Villa wenigstens ein Hauch von Freiheit, aber er mußte dann mit den Eltern zusammensitzen! Na, wenn der Vater heute abend wieder so schlechter Laune war, wie heute morgen im Kontor, dann war's gräßlich! Dann war es doch besser, sich in Berlin irgendeine Gesellschaft zu suchen. Wenn nur der Tennisanzug nicht wäre! Der hinderte. Unschlüssig stand er noch, da sah er im Gewühl der Menge, die jetzt nach Geschäftsschluss und Feierabend wie ein langer eilender Wurm sich durch den Bahnhofseingang schlängelte, und sich rechts und links die Treppen hinan in Arme spaltete, unter einem in die Stirn gerückten weißen Matrosenhütchen mit blauem Samtband ein blondes Haar aufleuchten, das ihm bekannt vorkam. Es war schönes, helles, seidiges Haar, glatt und glänzend; anscheinend lässig, aber doch mit vieler Sorgfalt in einen mächtigen Knoten gedreht. Und nun erkannte er unterm Strohhütchen die blauen Augen und das

kecke Mädchen. Frida Rämke! Ah, wie lange hatte er die nicht gesehen! Hundert Veräumnisse fielen ihm ein. Wie wenig mehr hatte er sich um die guten Leute gekümmert! Das war recht schlecht! Und auf einmal war ihm, als hätte er sie immer, alle die Zeit her vermisst. Mit einem Satz, wie ein ungestümer Junge, nicht achtend, daß er hier auf ein Kleid trat und da einen in die Seite rempelte, war er neben ihr.

„Frida!“

Sie fuhr ein wenig zusammen: wer redete sie denn so dreist an?!

„Tag, Frida! Wie geht's Dir?“

Sie erkannte ihn erst nicht, aber dann errötete sie und spitzte den Mund. Was war der Wolfgang für ein Herr geworden! Und sie antwortete, ein bißchen schnippisch, ein bißchen geizert: „Jut! Zeh't's Ihnen auch jut?“ lachte und warf den blonden Kopf in den Nacken.

Er wollte nichts davon hören, daß sie „Sie“ zu ihm sagte. „Unsinn, Frida, was fällt Dir ein!“ Und war so herzlich, so ganz wieder der Wolfgang von früher: daß sie sich rasch in ihn hinstürzte. Sie ließ ihre Fiererei ganz fahren. Als wäre nicht fast ein Jahr vergangen, seit sie zuletzt miteinander gesprochen hatten, so gingen sie vertraulich nebeneinander her.

„Ein junges Viebespärdchen,“ dachte manch einer, der sie streifte, als sie an den Büschen des Tiergartens entlang schlenderten. Sie hatte ihren Zug fahren lassen, er hatte so wie so keine Eile nach Hause, und so gingen sie immer tiefer hinein in das grüne, schon rüchliche Dunkel, in dem selbst kein heller Tennisanzug und ihre helle Bluse unfenntlich verschwammen. Die Nachtigallen waren längst verstummt; man hörte ab und zu nur leises Mädchenaufschlagen wie ein Girren und gedämpftes Flüstern von Pärchen, die man nicht sah. Auf den Bänken, die im Dunkel standen, raunte es, es raschelten Sommerkleider, es leuchteten wie Glühwürmchen brennende Zigarren auf, alle Seite, auf die man zutappte, waren besetzt; es war unendlich schwül im Park.

Wolfgang und Frida sprachen von Frau Rämke. „Sie ist immer krank, hat schon so viel gedoktert,“ sagte das Mädchen, und dabei besaß eine aufrichtige Betrübniß in seinem Ton. Es tat Wolfgang sehr leid.

Als Frida heute abend ganz außergewöhnlich spät heimkehrte — das Haus war längst geschlossen, Frau Rämke hatte sich schon geängstigt und wußte nicht, wie sie die Bratkartoffeln warm halten sollte — fiel sie der Mutter um den Hals: „Mutter, Mutterken, zanke nicht!“ Und dann sprudelte sie heraus, daß sie dem Wolfgang begegnet wäre: „Wolfgang Schlieben, Du weißt doch! Der war so nett — nee, Mutter, Du kannst Dir ja nicht denken, wie nett er war! Nicht 'n bißchen stolz! Und er fragte gleich nach Dir, und als ich ihm sagte, Du hättest's mit'n Magen und mit'n Nerven, da tat ihm das so leid. Und er sagte: Mutter muß mal 'raus in der schönen Sommerszeit, und jab mir den Schein, hier, siehste, 'nen grünen Schein — ich wollt' ihn durchaus nicht nehmen, was soll'n denn wohl die Leute von denken?! — aber er jing so mit Zerkvalt, er hatt'n mir in die Hand festoppt, ich hätte schreien können, so hat er mir die Finger auseinander gebogen — biste böse, Mutter, daß ich ihn genommen habe? Ich wollte nicht, ich wollte wahrhaftig nicht! Aber er sagte: „Es ist doch für Deine Mutter!“ Und, „sei doch vernünftig, Frida!“ Frida weinte fast vor Rührung.

Frau Rämke nahm's ruhiger: „Nu, wer ich vielleicht nach Eberstwalde fahren bei meinen Bruder oder an Ende bei meine Schwester ins Riesengebirge! Und ich jebe für'n paar Wochen de Reinemachestellen us, det wird mir riesig jut tun. Der gute Junge, das 's scheen von ihn, daß er an seine alte Freundin denkt — na, er kann's ja ooch, was sind fufzig Mark für so eenen?“ —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Gurken.

Die älteste Erwähnung der Gurken findet sich im 4. Buch Moses (11,5), wo die Israeliten auf dem Zuge durch die wasserlose Wüste sehnsüchtig der Speisen und Früchte gedenken, die ihnen in Aegypten zur Verfügung standen. Luther hat diese Stelle mit den Worten übersetzt: „Wir gedenken der Fische, die wir in Aegypten umsonst aßen, und der Kürbis, Pfeffer, Lauch, Zwiebeln und Knoblauch.“ Für Kürbis und Pfeffer muß aber richtiger Gurken und Melonen gesagt werden, da die beiden in der Bibel gebrauchten

hebräischen Ausdrücke noch jetzt von den semitischen Völkern für Gurken und Melonen angewendet werden. Die in dieser Bibelstelle angeführten Gurken gehören indessen nicht unserer heutigen Gurkenart an, sondern es handelte sich bei ihnen um die arabische Gurke, eine fast spindelförmige, von kurzen Haaren bedeckte Frucht. Wie schon die angezogene Bibelstelle andeutet, wurde diese Gurkenart von den Aegyptern bereits in den ersten Kulturepochen im Verein mit Wassermelonen und Flaschenkürbissen angebaut. Wir besitzen noch Abbildungen von ihnen auf Wandgemälden. Die Heimat dieser Gurkenart ist das südliche Afrika, von wo sie schon sehr früh nach Aegypten gebracht sein muß. Von Aegypten breitete sie sich dann wieder über Asien und das südliche Europa aus. Man sah diese alte ägyptische, jetzt arabische genannte Gurke wahrscheinlich roh. So wird sie wenigstens heute vielfach in der Levante genossen, da sie reif melonenähnlich schmeckt. In Aegypten gebraucht man sie außerdem auch als Arzneimittel.

In Kleinasien wurde nun eine zweite, besonders große, jetzt nicht mehr angebaute Gurkenart gezüchtet, die etwa im 5. Jahrhundert v. Chr. nach Griechenland eingeführt wurde. Hier war es namentlich die Stadt Siphon, die sich des Gurkenanbaus annahm. Die aus Kleinasien herübergekommene große Gurkenart erhielt im Griechischen den Namen Siktus, ein Wort, das an den griechischen Namen für Feige, Siktos, anklängt. Das schwammige Gewebe und der Reichtum an Samenkeimern waren es wohl, die beide Früchte als verwandt erscheinen und darum den Namen für den neuen Ankömmling von demjenigen der schon bekannten Feige ableiten ließen. Der frühere Name der Stadt Siphon war nun Melone, d. h. Mohnstadt. So wurde sie noch im 8. Jahrhundert genannt. Man darf daher annehmen, daß in ihrer Umgebung ursprünglich Mohn angebaut wurde. Das neue Gewächs, die Siktus oder Gurke, verdrängte indessen später den Mohn, vielleicht weil ihre Kultur einträglicher war, und nun erhielt die Stadt den Namen Siphon, Gurkenstadt. Wenn wir also heute Erfurt wegen seiner Handelsgärtnerereien die Blumenstadt nennen, so findet sich ein Gegenstück dazu bereits vor rund 2400 Jahren vor. Auch diese Gurkenart wurde frisch verzehrt. Teils aber wurde sie auch gesotten und gebraten. Wahrscheinlich stammte sie aus Ostindien, von wo sie über Persien und die Zwischengebiete allmählich nach Kleinasien gelangt war.

Diese selbe Gurkenart wurde ebenfalls in früher Zeit auch auf den italienischen Boden verpflanzt. Im Lateinischen aber erhielt sie den Namen Kukulumis. Dem Wortstamm nach wurde mit diesem Namen wohl auf die gefäßartige Form der Gurke angespielt. Es ist bekannt, daß man noch jetzt die harten Schalen von Kürbissen, Melonen und ähnlichen Früchten in den warmen Ländern als Wassergefäße benutzte. Vielleicht verwendeten die Händler, die die Küsten des alten Italien besuchten, die ausgehöhlten Gurken an Stelle von Flaschen und Schöpfgefäßen, und so belegte man die neue Erscheinung mit dem Namen Kukulumis, was etwa Kukulumis bedeuten würde, noch ehe man die Frucht als Nahrungsmittel verwertete und die Pflanze zog. In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt hat man diese Gurke möglicherweise schon eingelegt. Die Gewinnung des Essigs als Nebenprodukt der Weinbereitung war seit Alters bekannt. Fest steht ferner, daß der Kohl eingelegt wurde. Der für Sauerkohl in Süddeutschland übliche Ausdruck Kumpost, der in Thüringen zu Kumpst zusammengeschrumpft ist, ist aus dem lateinischen compositum = Zusammengelegtes, Eingelegtes entstanden. Von dem Einmachen des Sauerkohls bis zum Einlegen der Gurke ist nur ein kleiner Schritt. Bei beiden Vornahmen wirkt die Gärung mit. Auf jeden Fall aber wurde diese Gurkenart von den Römern auch in ihre Provinzen auf österreichischem und deutschem Boden eingeführt. Im westlichen Oesterreich, in Schwaben und am Rhein ist die Bezeichnung Gurke nicht volkstümlich. Man sagt dafür Kukulumer, Kukulumer, wie bei Aachen und Koblenz, oder Kump, wie in Hessen. Die Abstammung dieser Benennungen von Kukulumis liegt auf der Hand. In Nürnberg hat sich daraus sogar der Name Kumerling entwickelt. Man wird demnach in den erwähnten Gegenden schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung von der Gurke Kenntnis gehabt und sie daher auch angebaut haben. In den Stürmen der Völkerwanderung ging dann diese Neuentdeckung wieder fast völlig verloren.

Unsere heute allenthalben angebaute Gurkenart, die gemeine Feldgurke, die durch die Kultur viele Spielarten hervorbrachte, ist ein Kind Ostindiens. Auch sie hat den Weg über Persien nach Kleinasien und Europa zurückgelegt. Aber erst im 6. Jahrhundert n. Chr. tauchte sie im Südosten Europas, in Byzanz, auf. In Byzanz hieß diese neue Art Angurion. Angurion ist ein persisch-aramaisches Wort, das deutlich darauf hinweist, wie Persien die Vermittlung dieses bis dahin noch unbekanntem Gewächses nach dem Abendland zu übernahm. Aber nur langsam kann der neue Einwanderer selbst im byzantinischen Reich die älteren Arten verdrängt haben. Denn noch in den landwirtschaftlichen Schriften der folgenden Jahrhunderte fehlt der Name gumeist. Die engen Beziehungen, die Byzanz von jeher in der Religion, der Kunst, im Handel und Verkehr mit den Slaven seines Hinterlandes gehabt hat, bewirkten es, daß auch die neue Gurkenart allmählich den Slaven bekannt wurde. Hier nun, sowie bei den ihnen unmittelbar benachbarten Stämmen tatarischer und mongolischer Abkunft wurde diese Gurke erst zum hochgeschätzten, allgemein gebrauchten Nahrungsmittel. Sie modelten auch den byzantinischen Namen Angurion um. Im Russischen heißt heute die Gurke Ogurec, im

Polsischen Ogorek. Diese slavischen Benennungen wurden die Vorstufen für unseren deutschen Namen Gurke. Die Slaven waren es ferner, die das Einlegen der Gurken entweder nochmals für sich selbstständig erfanden oder ihm doch, wenn sie die Anregung dazu von Byzanz erhielten, zur weitverbreiteten Ausübung verhalfen. Die Slaven und im besonderen die Russen sind die geborenen Gärungstechniker. Nirgends werden wild wachsende Beerenfrüchte so viel zur Bereitung alkoholischer Getränke verwandt wie in Russland. Auch der Kwass, der durch Gärung von geschrotetem Getreide oder Brotschnitten und Apfelstücken in Wasser hergestellt wird, ist eine russische Erfindung. Welche Köhlliebhaber die Russen sind, ist ihre nationalen Köhlsuppen allgemein bekannt. Einleger des Weißkohl zu Sauerkohl sind sie seit Alters her. Sie haben höchstwahrscheinlich auch zuerst den Dill und den Kümmel dem eingelegten Kohl hinzugefügt, dieselben Gewürzpflanzen, die auch beim Einlegen der Gurken benutzt werden. So ist es denn erklärlich, daß auch das Einlegen der Gurken selbst bei ihnen frühzeitig in Aufnahme kam. Ohne Gurken kann der Groß- und Kleinarbeiter heute nicht leben. In Salzwasser eingemacht verzehrt er sie den ganzen Winter hindurch und schlägt sich mit ihnen durch die langen, strengen Fasten der griechisch-katholischen Kirche hindurch.

Die Slaven waren es auch, die den Deutschen die gemeine Feldgurke überbrachten. Slawische Stämme waren ja nach der Völkerwanderung in die von den Deutschen verlassenen Gebiete östlich der Elbe nachgerückt und hatten kleinere und größere Siedelungen bis über die Saale hinaus vorgeschoben. Erst vom 11. Jahrhundert ab wurden sie wieder zurückgedrängt, und in dieser und der folgenden Zeit war es, wo die deutschen Krieger und Siedler die gemeine Feldgurke und das Verfahren des Einlegens kennen lernten. Damit wurde die Bezeichnung der Frucht auch in den deutschen Sprachschatz aufgenommen. Das altslawische *Agurike* wurde anfänglich in *Agurke* und später in *Gurke* umgewandelt. Eingebürgert hat sich der Name *Gurke* etwa seit 1500. So werden Gurken in dem Confectbüchlein von Nyff aus dem Jahre 1544 erwähnt, und Johannes Freigius spricht 1579 in seinen *Quaestiones Physicae* von Gurken oder Bluzern. Daß die Slaven in der Tat in jener Zeit schon, in welcher sie mit den ostwärts vordringenden Deutschen die erbittertesten Kämpfe um Sein oder Nichtsein ausfochten, das Einlegen der Gurken übten, darauf weist der Umstand hin, daß die saure Gurke noch heute hauptsächlich in den Gegenden Deutschlands ein beliebtes Nahrungsmittel bildet, welche einstmal von Slaven bewohnt waren.

Theo Seelmann.

Kleines feuilleton.

el. Pläne. Mit freudestrahlendem Gesicht überzählte sie ihren kleinen Schatz: zwanzig Mark, ganze zwanzig Mark. Zwanzig Mark, abgenappt von dem großen Wirtschaftsgeld, erarbeitet in mancher langen dunklen, durchwachten Winternacht.

Zwanzig Mark, was der Karl sagen würde! Nun konnten sie also in den großen Ferien wirklich ein paar Partien mit den Kindern machen. Ein paar lustige Dampferfahrten — die waren ja so billig, für fünfzig Pfennige kam man so weit hinaus, konnte einen ganzen Nachmittag auf dem Wasser liegen und im Walde spazieren gehen. Und wenn sie sich einrichteten, nun das Einrichten verstand sie ja, konnten sie sogar einmal nach Potsdam fahren, eine richtige kleine Reise machen, wundervoll würde das werden, wunderbar, wundervoll!

Na, es war dem Karl auch zu wünschen, daß er mal öfter ein bißchen hinauskam, so abgearbeitet und verradert wie er war durch die langen Arbeitsstunden in der Fabrik, und die Kinder würden ja ausblühen.

Ihr blaßes mageres Gesicht, dem eine Aufstrichung auch zu wünschen war, leuchtete förmlich auf. Sorgsam schob sie das Geld zusammen und legte es wieder in die Sparbüchse, dann sog ihr Blick nach der Uhr. Wenn bloß der Karl erst da wäre, daß sie ihm ihren Reichtum aufzählen konnte, daß sie zusammen Pläne schmieden konnten!

Ah, es hatte noch gute Zeit mit dem Einkommen, bis sieben Uhr sah er in der Fabrik und schuftete.

Ja und für sie war es wohl auch Zeit, daß sie sich wieder an die Arbeit machte, nur nicht etwa faulenzeln, auf die Ersparnisse hin. Ersparnisse! Wie großartig sich das anhörte! Sie lächelte noch, während sie am Stützrahmen saß und die feinen Goldfäden auf den weichen Samt nähte, eine mühsame Arbeit, Augenpulver, aber sie brachte ein paar Groschen ein. Und auf den Partien konnten sie sich ja erholen.

Seine Wälder schwebten vor ihren Blicken hin und blaue Wasser, dann fuhr sie plötzlich auf, draußen hatte die Glode angeschlagen: war das Karl schon?

Nein, es war nicht Karl, es war Cousine Marie, sie fuhr in das Zimmer wie ein Wirbelwind, warf alle Pakete, die sie im Arm hatte, und sie hatte deren eine Menge im Arm, in die nächste Sofaede und sank dann ganz erschöpft auf einen Stuhl: „Nein, ich bin hin, ganz hin, gib mir bloß ein Glas Wasser! Man kommt ja um bei all' den Besorgungen und morgen muß ich wieder reimen, die Reise hegt einen ja schon acht Tage vorher umher.“

„Ja wollt Ihr fort?“ fragte Gertrud und setzte sich wieder an ihren Stützrahmen.

„Denkst Du vielleicht, wir werden hier bleiben?“ Marie setzte das geleerte Glas mit Aplomb auf den Tisch. „Ein Sommer in Berlin? Schauderhaft! Wir fahren auf drei Wochen nach Swinemünde.“

„Ja, wer es so haben kann?“ lachte Gertrud. „Menschenskind, was ist denn dabei von haben können die Rede? Das ist ja so billig.“ Marie legte sich bequem zurück. „Rechne doch mal aus, was Dir die Reise kostet. Leben mußt Du hier auch, bleibt also bloß die Fahrt und das Logiergeld, na, die paar Mark, wenn man die nicht mal übrig haben sollte. Ich freu' mich aber auch schon wie 'n Kind drauf.“ Sie rieb sich die Hände.

„Ja ich hab' auch eben Ferienpläne gemacht!“ Gertruds Gesicht strahlte auf. „Wir wollen tüchtig Partien machen, durch den Grunewald laufen, nach Potsdam fahren, ich denke es mir herrlich.“

„Ne, ich nicht.“ Marie verzog den Mund: „Grunewald, Potsdam? Lieber Himmel, das hat man ja eigentlich alle Tage. Geht doch lieber auch vierzehn Tage wohin, das ist doch viel schöner?“

„Ja, wenn man das könnte!“ Frau Gertrud seufzte leise.

„Aber Menschenkind, ich sage Dir ja, es ist ja so billig, das kostet ja nur ein paar Mark mehr! Und denk mal, es ist doch so schön. Partien machen ist doch nichts Besonderes. — Die macht man nebenbei; und dann das Nachhause fahren abends, das ist ja gräßlich, und 'n regelrechten Sommermorgen lernt man nicht mal dabei kennen. Ne, ne, legt man was zu zum Partiegeld und fährt fort. Und wenn Ihr nicht nach Swinemünde könnt, setzt Euch irgendwo auf 'n Dorf, das kostet nun schon gar nichts, und man hat 'n Genuß von, das könntet Ihr doch machen.“

In Frau Gertruds Antlitz kam und ging die Röte, sie hatte den Berechnungen der anderen aufmerksam gelauscht, nur nicht sie vor sich hin: „Ja, wenn man sich überlegt, wenn man so für fünfzehn Mark irgendwo ein Stübchen betäme und konnte sich selbst was kochen, und hätte fünf Mark zur Reise, das Leben war ja das wenigste, Leben mußte man in Berlin auch, das ginge schon...“

„Natürlich geht es!“ schrie Marie. „Reichlich bekommt Ihr dafür was, und denk mal, wenn Ihr dann so vierzehn Tage ganz draußen sein könntet, wie Ihr Euch da erholen würdet. Das macht nur, Karl'n war's sehr not.“

„Es geht nur leider doch nicht“, sagte Gertrud, und eine tiefe Trauer huschte über ihr Gesicht. „Dann kann doch Karl nicht arbeiten, und wenn er nicht arbeitet, haben wir nichts zu leben.“

Es entstand eine Pause. Dann stand Marie auf und nahm ihre Pakete: „Ja, ich will nun man wieder gehen, dann amüsiert Euch nur recht gut, ach, und weißt Du, Partien machen ist ja auch sehr schön, man kommt immer wo anders hin — Ihr werdet schon nette Tage haben.“

„Ja, ja, das werden wir.“ Gertrud nickte ihr noch über das Geländer nach, aber als sie wieder am Stützrahmen saß, war die Freude aus ihrem Gesicht verschwunden. So billig war es hinauszu kommen, einmal ganz auszuwachen, sich neue Arbeitstrast zu holen! So billig, so billig, und nicht einmal das konnten sie, trotz aller Arbeit und aller Mühe, nicht einmal das!

Zwei große Tränen fielen auf den blauen Samt. —

— **Sächsische Volkswörter.** Viele Wörter haben im Munde des Volkes eine andere Bedeutung als im Schriftdeutschen. Schon mancher Städter mag sich auf einer Wanderung im Gebirge über den „dummen Bauern“ geärgert haben, der ihm sagte, der Weg führe durch einen Busch. Da er tatsächlich in einen Wald einbiegt, glaubt der Wanderer falsch gegangen oder falsch berichtet zu sein. Warum drückte sich der Bauer so verkehrt aus, der doch in einer waldreichen Gegend lebt? Das Wort Wald, das um Leipzig sächlich ist — in Zwenkau z. B. geht man ins Wald — hat er nicht in seinem Wortschatz, er kennt nur die Bezeichnung Busch oder Holz, im Vogtland wie im Altenburgischen auch die Loh, deren ältere Aussprache Loh die vielen Lochmühlen und Lochhäuser als Waldmühlen und Waldhäuser erklärt. Bei Thalheim gibt es einen Lohwald, bei Oberwürschnitz einen Loowald (vergl. Waterloo = Wasserwald). Ein anderes altes Wort für Wald hat sich wenigstens noch als Flurname erhalten, Struth, womit eigentlich Sumpf- oder Strauchwald gemeint war; Struth heißen in Sachsen Waldungen bei Limbach (zwischen Bilsdruff und Rossen), Oschatz, Jöha, Plau, Langenau, Bernsbach. Im Hochitz gibt es eine Hartz, anderwärts eine Harte, von der auch die Namen Hartha, Harz, Speffart (d. i. Spechtswald) sich ableiten. Auch der Flurname Städticht bezeichnet einen Wald (zwischen Froburg und Gnaudstein), abgesehen von engeren Begriffen wie Erlicht, Lännicht usw. Man sieht also: am Ausdruck fehlt es dem Gebirger ebenso wenig wie dem „Niederländer“. Mangel an Schilff aber scheint der Sach festzustellen: die Leute im Gebirge haben eine schlechte Lebensart. Wenn aber der Erzgebirger selbst von Lamsört spricht, so meint er das, wovon er lebt, Art im Sinne von Nahrungsmittel, mit schlechter Lamsört also eine elende Kost. Einem Lehrer, der mit seinem Hunde über Land ging, fiel ein, daß im Nachbarorte Hundesperre war. Darum fragte er einen alten Ortseinwohner unterwegs, ob er keinen Windfaden bei sich habe. „Ja, Herr Lehrer!“ war die freudige, wenn auch etwas verwunderte Antwort, mit der der Mann ihm ein Schnapsfläschchen darbot — Windfaden ist eben ein Ausdruck für Schnaps.

Im Niederlande enthalten Urteile wie: der Wetter is recht sege, das Kind ist ganz listern keinen Radel, sondern ein Lob: der

Weiter ist so bescheiden, daß man ihn zum Zulangen auffordern muß: sei nicht feige! — sei nicht so schüchtern oder blöde, das lästern sind aber ist ein aufgewecktes, munteres oder lustiges. Ein Spieler kann sagen: Das Spiel werde ich hoffentlich verlieren — das hofft er aber nicht, sondern er mutmaßt es nur, es ist ihm wahrscheulich, daß er verliert, er zweifelt stark, daß er gewinnt, daher kann er auch ernstlich als ein zweifelhafter Mensch bezeichnet werden (Heinrichsdorf). Sagt aber ein Treiber auf der Jagd: der Hase prallte an den Baum an und wurde zweifelhaft, so meint er, der Hase verlor die Besinnung. Im Gebirge ist auch noch von einem törichten Hunde die Rede, womit man vor hundert Jahren auch um Leipzig einen tollen Hund meinte. Bezeichnet eine Dresdnerin ihren Zustand als ärmlich, so kann sie geradezu abscheulich (= sehr) reich sein, sie will sich nur als föplich matt, schwach, angegriffen hinstellen. An der Pleiße erkundigt man sich mit der Frage: Is se denn alleweil so zärtlich? bedauernd danach, ob eine Bekannte immer noch kränklich ist. Im Gebirge wieder ist ein grämlicher Kerl nicht etwa ein grämlicher Mensch, sondern ein grober und berber, einer, der rücksichtslos vorgeht. Wird erzählt, daß sich die Gäste im Wirkshaus tüchtig gestritten haben, so hat eine ganz friedliche Unterhaltung stattgefunden. „Der kann aber streiten!“ sagt man im Gebirge bewundernd von einem, der gut zu unterhalten weiß. Auch der Ausruf: „Die(r) is es aber schaurig!“ hat (um Leipzig, Borna, Golzern, wie im Gebirge) eine erfreuliche Bedeutung; ins Schaurige geht jeder gern, ohne von einem Schau(b)er ergriffen zu sein, ist es doch ein behagliches, warmes oder doch wenigstens vor dem Winde geschütztes Plätzchen, es liegt so hübsch in der Geduld; an einem schaurigen Plätzchen findet man auch Ruhe vor störendem Verkehr. Eigenlich ist die Schauer ein Wetterdach, eine Scheune oder ein Vorhaus (Oberböhmisches), mittelhochdeutsch schiure, wozu das Zeitwort schüren = schütten gehört. Eine sächsische Urkunde aus dem Jahre 1400 enthält die Verbindung: die Strafe schüren und beschürmen: Macht man aber an einem kühlen Tage ein Schauerchen in die Stube, gleichbedeutend mit einem Huch(elschen) oder Wächelchen (zu wächeln, wehen), so liegt diesem Schauer das Zeitwort schüren, mittelhochdeutsch schorn = antreiben (das Feuer) zugrunde. Mit dem schriftdeutschen schaurig haben diese Volkswörter nichts gemein; der Schauer, von dem es gebildet ist, ist ursprünglich das Unwetter, der Hagel (mittelhochdeutsch schür) und im 16. Jahrhundert auf Gemütsbewegungen übertragen. —

Kunst.

a. s. Die farbige Radierung findet bei den Künstlern immer intensivere Pflege. Man will Tonschönheit und zugleich farbigen Eindruck erreichen. In Paris existiert eine eigene Vereinigung hierfür, die augenblicklich bei Gurlitt ausstellt. Eine stattliche Anzahl von Blättern, über hundert. Man ist erstaunt, den Künstler schon so vielseitig auf diesem neuen Gebiet sich bewegen zu sehen. Da sehen wir all die verschiedenen Arten, malerische Ausblicke, dann Künstler, die mehr Wert auf die Linie legen, großflächige Entwürfe sind impressionistisch aparte Skizzen. Persönliche Stimmungen und wechselnde technische Bewältigung in reicher Auswahl.

Nun ist es mit der farbigen Radierung ein eigen Ding. Die Radierung an sich hat ihren Hauptreiz in dem Gegensatz von Schwarz und Weiß, in dem Verzicht auf Farbe, womit gerade das helle und dunkle Licht und Schattenspiel in den Tönen beginnt. Tritt nun die Farbe hinzu, so geht diese ursprüngliche Schönheit verloren. Es beginnt etwas Neues, das erst noch werden soll.

Wringen die Franzosen dieses Neue schon zu stande? Liefern sie Blätter, die uns befriedigen? Unbedingt wird man es nicht bejahen können. Das Gebiet ist zu neu. Die einen werden farbig zu kraß und erreichen die Wirkung einer bunten Illustration, einer farbigen Photographie. Die anderen betonen die Linie zu sehr und die farbige Fläche wird platt und tonlos, man denkt an Plakate. Andere Blätter sehen aus wie Lithographie. Oder man denkt an eine farbige Zeichnung, nicht an eine Radierung.

Der richtige Stil muß erst gesucht werden. Es muß in ihm die Tonschönheit der Radierung, das Gegeneinanderwirken und Ineinanderspielen von hellen und dunklen Nuancen erhalten bleiben und sich mit der Farbe und Linie verschmelzen. Diese müssen sich harmonisch einfügen, der Charakter der Radierung muß gewahrt bleiben, nicht in andere Gebiete hineingepfuscht werden.

Darum bleiben diese ersten energischen Versuche doch interessant. Sie bahnen den Weg. Bei einigen Arbeiten merken wir schon, wie die Persönlichkeit des Künstlers das Material bändigt und zwingt. Es kommt etwas heraus, das dem angebotenen Charakter der Radierung sich nähert. Auf solchen Blättern dominieren weiche Massen, leichte Linien und alles vermischt sich in schönem Spiel von Hell und Dunkel, denen die Farbe nur einen Reiz mehr zugebt. Abendstimmungen über Feld und Wasser, wo der Himmel dunkelt und am Horizont noch helle Streifen liegen, Straßenszenen in leichter, skizzenhafter Manier, nur angedeutet, sonnige Beleuchtung über dem Hafen und dem Markt, das sind Motive, die hier am besten gelöst sind. —

Aus dem Pflanzenleben.

h. Entartete Rosen. Die meisten Pflanzen lassen sich durch Samen vermehren und die Nachkommen gleichen zum größten Teil der Mutterpflanze, während Abweichungen nur ausnahms-

weise auftreten. Dasselbe gilt auch von den vielen Florblumen, die wir der Kunst des züchtenden Gärtners verdanken; auch hier „fällt der größte Prozentsatz der Sämlingsnachkommenchaft echt“, d. h. gleicht der Mutterpflanze.

Eine Ausnahme von dieser Regel bilden unsere Edelrosen. Wenn man von Edelrosen eine Ausfaat macht, so sieht bald jeder Sämling anders aus als die Mutter. Man kann Tausende von Sämlingen betrachten, ehe man einen findet, der der Mutterpflanze gleicht. Deshalb werden unsere Edelrosen auch nicht durch Ausfaat vermehrt, sondern auf vegetativem Wege, entweder durch Stecklinge oder durch Veredelung. Andererseits führt dieses Abändern der Sämlinge auch zur schnelleren Vereicherung des Rosenfortiments, da ja fast jeder aus Samen gewonnene Nachkomme eine neue Sorte bedeutet. Rosenneuheiten ziehen ist also gar keine Kunst, denn jede gelungene Befruchtung zweier verschiedener Sorten führt zu einer großen Zahl neuer Sorten. Diese sind jedoch durchweg wertlos, da die Mehrzahl der Nachkommen schlechter sind als die Eltern. Es kommen unter diesen Sämlingen meistens so starke Abweichungen vor, daß von Tausenden von Sämlingen nur ganz vereinzelte brauchbar sind. Einige sind zu stark, andere zu leicht gefüllt, und noch andere weisen schmutzige Farbentöne auf. Zuweilen finden sich auch Gestalten, die man als entartete ansehen muß.

Ueber zwei solche merkwürdige Entartungen macht ein erfolgreicher und erfahrener Rosenzüchter in der „Rosenzeitung“ Mitteilungen, nach welchen der Züchter bei Beginn seiner Züchterversuche eine alte Hybride benutzte, die aber keine brauchbare Nachkommen lieferte. Dagegen fand sich zweimal eine so wunderliche Form unter den Sämlingen, daß man sie kaum für eine Rosenpflanze ansprechen konnte. Die erste entartete Pflanze hatte mähtigen, gedrungenen Wuchs und lange, schmale Blätter, die dem Laub der Weide sehr ähnlich waren. Die mähtige große Blume war seidenweich, im Innern lachsrot. Während mehrerer Jahre blieben drei Pflanzen von dieser Art unverändert. Ein andermal brachte dieselbe Mutterpflanze einen starkwüchsigen Sämling mit breitem Pappellaub. Blumen zeigten sich erst im dritten Jahre, sie waren von schmutzig-violetter Färbung. Da beide Entartungen nicht als Fortschritte angesehen werden konnten, wurden sie schließlich nicht weiter vermehrt.

Zu den Entartungen der Edelrose zählen auch die Sparte, deren Entstehung noch der wissenschaftlichen Begründung bedarf. Zuweilen ändert an einem Zweige die Blume ab, auch das Laub, auch die Farbe teilweise oder vollständig. Wenn man die Augen dieses Zweiges weiter veredelt, so bleibt die neue Färbung oft konstant. Auf diese Weise ist schon manche prächtige Rosenneuheit entstanden und erhalten worden. Oefters aber verschwinden nach einiger Zeit die ursprünglichen Abweichungen wieder, und die Urform oder -farbe tritt wieder auf, so daß der Spott dann wertlos ist. So ging es einer buntsaubigen Rosenneuheit, die nach wenigen Jahren wieder grün geworden war. —

Sumoristisches.

— Der Held. „August, Du zitterst ja mit der einen Hand!“
„Ja, auf der Seite sitzt immer meine Frau.“ —

— Anspruchsvoll. Junger Chemann: „Kamist Du denn außer Rostbraten nichts kochen? Ich möchte doch einmal eine Abwechslung haben.“

Frau: „Was willst Du denn noch für eine Abwechslung? Du sagst doch immer, der Braten schmeckt bald nach diesem, bald nach jenem.“ —

— Aus der Sommerfrische. Tourist: „Ich hab' ja 'ne furchtbar große Waschküffel in meinem Zimmer!“
Wirt: „Ja, bei Ihna komm'n aa die Leut' aus der ganzen Etag' zusamm'.“ —
(„Reggendorfer-Blätter“.)

Notizen.

— Von Heinz Tobote erscheint in der nächsten Woche im Verlage von F. Fontane u. Co. ein neuer Roman: „Hilde Wangerow und ihre Schwester“.

— Friedrich Diez, dem Begründer der romanischen Philologie, wird in Bonn ein Denkmal errichtet. —

— In London ist dieser Tage der letzte (sechste) von Dr. Josef Wright herausgegebene Band des Wörterbuchs der englischen Mundarten erschienen. —

— Sudermanns „Blumenboot“ wird die nächste Novität des Lessing-Theaters sein. —

— Das Arianon-Theater bringt Mitte August einen dreiaktigen Schwan von Pinero: „Die Frau ohne Lächeln“ heraus. —

— m. Eine vom „Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preussischen Staaten“ für Berlin im Jahre 1907 beabsichtigte Große Gartenbau-Ausstellung ist aufgegeben worden, dafür soll im Jahre 1908 eine großartige Veranstaltung dieser Art stattfinden. —

— Die Deutsche astronomische Gesellschaft wird ihre 21. Versammlung in den Tagen vom 11. bis zum 15. September in Jena abhalten. —